

Archiv Kristine von Soden (EB 2020/005)

UMSCHRIFTEN

Tonkassetten

Jüdische Waisenhauskinder 1995

© KvS

Einzelgespräch mit Norbert (Naftali) Stern (20.5.1931)

Seite A

Direkt:

KvS: Wie Sie hier in Frankfurt aufgewachsen sind und später ins Waisenhaus gekommen sind, ja?

N. Stern: Ich bin in Lauterbach geboren, 1926, und bis 36 waren wir in Lauterbach, da hat sich die Gemeinde aufgelöst. Und mein Vater, der sozusagen der Lehrer, der Vorbeter und all diese Funktionen ausgeführt hat, wo kein Rabbiner war, war er statt Rabbiner dort, und da sich die Gemeinde aufgelöst hat, sind wir nach Frankfurt gezogen, damit wir in die Realschule gehen können. Ich war der Jüngste zu Hause. Mein Vater hat auch etwas Unterricht gegeben in der Volksschule, in der Jüdischen Volksschule hier in Frankfurt, obwohl er schon pensioniert war. Das ist, was ich weiß von meinem Vater. Dann, 1938, nach der ‚Kristallnacht‘, wurde mein Vater nach Buchenwald genommen,
Einzelgespraech_Stern_Norbert_Naftali

das war November 38, und meine Mutter war da allein mit den Kindern. Und dann bin ich ins Waisenhaus gekommen. Denn der Leiter des Waisenhauses war ein sehr guter Freund von meinem Vater, sie haben beide zusammen studiert in Würzburg im Jüdischen Lehrerseminar, und da wollte er meiner Mutter helfen. Bin ich da hingekommen. Und sechs Wochen später, wenn ich mich nicht irre, kam mein Vater zurück, wie ich schon gestern gesagt habe, da er das Eiserne Kreuz hatte, und damals hat man noch die Juden, die das Eiserne Kreuz hatten, zurück geschickt. Aber ich blieb dann im Waisenhaus, es war kurz vor meiner Bar Mitzwa, da habe ich auch dort mit meinen, gelernt, was man sagen muss an der Bar Mitzwa natürlich. Und dann war schon, kam diese Gruppe, als ich ins Waisenhaus kam, war die Gruppe sozusagen schon zusammengesetzt. Aber da hat noch der Junge plötzlich von seinem Vater weggeholt worden, und einen anderer Junge ist irgendwo anders hingegangen, so zum Beispiel mein bester Freund von der Schule, von derselben Schulklasse, Dagobert Frank, ist damals nach Holland mit seinem Vater gefahren, und wir haben sogar noch zwei-, dreimal korrespondiert, bis ich nichts mehr von ihm gehört habe, und dann auf einmal kam Herr Marx zu meinen Eltern und sagte: ‚Es ist ein Platz frei. Ich kann den Jungen mitnehmen dem Alter nach.‘ Und da kam der Dr. Burg von Berlin, vom Palästina Amt, und hat mich – wie sagt man – gefragt, ob ich nicht ganz blöd bin scheinbar oder so irgendetwas (**lacht**), und hat mich angenommen, und wie ich schon sagte gestern, am Samstag, wo meine Bar Mitzwa war, nach der Bar Mitzwa haben wir alle zusammen gefrühstückt oder gegessen im Waisenhaus, und da ist der Herr Marx in die Synagoge, mein Vater kam auch ins Waisenhaus, die Friedberger Andacht gab's ja nicht mehr, und beim Essen stand Herr Marx auf und sagt: ‚Ich habe jetzt gerade das schönste Geschenk bekommen, und der Postbeamte hat die Karte gebracht von Berlin, dass du angenommen bist, mit der Gruppe reisen kannst. Das war schon im März. Und wir sind dann drei Wochen später weggefahren nach München mit dem Zug, und von München nach Triest, und in Triest sind wir aufs Schiff. Ich möchte aber wirklich erwähnen, dass...

Kurze Unterbrechung

N. Stern: Also meine Mutter hat mir erklärt, dass es jetzt sehr schwer, der Vater ist nicht da, und soundso bist du mit einigen von deiner Klasse zusammen, und ich erinnere mich nicht, dass es mir irgendwas ausgemacht hat, sie hat gesagt, müssen jetzt warten, was mit dem Vater wird, und da war meine Großmutter auch noch da damals in Frankfurt, wo meine Mutter auch hingegangen ist immer zusammen mit den anderen Geschwistern, die sie hatte. Also es war nicht so einfach. Aber es hat mir wirklich nichts

ausgemacht, und die Atmosphäre im Waisenhaus war wirklich so wunderbar, und ich kannte ja Herrn Marx und seine Frau schon von vorher, sie haben manchmal uns besucht, und wir haben sie besucht, also es waren wirklich außergewöhnlich nette Menschen wie hier alle erzählt haben.

KvS: Mich würde auch noch mal interessieren, wie eigentlich das Waisenhaus auch aussah zum Beispiel. War da unten ein Speiseraum? Oder: Wo schliefen die Kinder, in mehreren Zimmern? Wie sah denn das so aus?

N. Stern: Ja, ich hab nicht dort geschlafen. War nur während des tags dort. Geschlafen hab ich zu Hause. Bis die letzten zehn Tage. Die letzten zehn Tage bevor der Abreise habe ich auch dort geschlafen in einem Schlafsaal. Ich weiß aber nicht mehr, wie viel in dem Saal waren. Ich weiß nur, dass waren alles Kinder in meinem Alter. Wir waren sozusagen paar Tage, höchstens zehn Tage, die ich dort war. Da war mein Vater schon zurück. Aber während des Tages war ich dort. Die ganze Woche. Das ist also auf diese Frage.

KvS: Und wie lief denn sonst so am Tage, ich hab das ja gestern auch schon gefragt, wie lief

denn das Leben so für die Kinder ab? Nach der Schule kam man dann wieder zurück ins Waisenheim, mittags. Und morgens ging man, war das die Schule, wo wir gestern waren, wo alle hingingen, oder –

N. Stern: Nicht alle. Gingen nicht alle in dieselbe Schule. Ich kann nur von mir und meinen Freunden erzählen, wo wir in der Hirsch-Realschule waren. Ich war damals in der Quarta, und ich erinnere mich auch noch sehr gut an die Schule natürlich, an die Lehrer. Einer der Lehrer, die wir sehr gern hatten, der so 'n bisschen mit neuen Gedanken kam, ein ganz junger Lehrer, der lange Jahre nachher in Israel gelebt hat, und zuletzt war er der Leiter der Bibliothek in der Jerusalem Universität, Dr. Jacob Rothschild. War noch ein anderer Lehrer, Herr Willy Wolf, wo ich auch, wo ich seinen Bruder getroffen habe viele Jahre später, und wir haben sogar seine Wohnung übernommen, das ist ein anderes Thema. Wie man sich so trifft, ist manchmal sehr interessant zu sehen. Wir kamen nicht sehr früh nach Hause, denn nachmittags, diese Schule war eine rein orthodoxe Schule

und außer den allgemeinen Fächern hat man ziemlich viel Stunden gehabt in jüdischen Fächern, kamen wir nicht sehr früh zurück. Dann hat man nicht wenig Schulaufgaben gehabt, wie es damals war. Hauptsächlich Mathematik waren immer sehr viele Schularbeiten, der Mathematiklehrer hat einen Stock über uns gewohnt, Obermainanlage 22, wo meine Eltern gewohnt haben, und war sehr streng, viele Aufgaben. Und dann gewöhnlich, wie ich mich erinnere, so ungefähr in den letzten Stunden vor fünf (**Räuspern/Husten**), also gewöhnlich vor fünf, glaub ich nicht, dass wir viel Zeit hatten, zu spielen. Ich erinnere mich nur, dass an einem Tag, wo es geregnet hat, und dann durften wir, dieser eine Tag, dann durften wir zuerst spielen und später erst die Aufgaben machen, was nicht immer so gewöhnlich war im Waisenhaus, denn erst kommt ja die Pflicht.

Was wirklich aufregend für mich war, gestern in dieser Ausstellung: dass ich dort ein Bild gefunden habe vom Waisenhaus, wo ich mit zwei Freunden, die zusammen mit mir nach Palästina gingen (Aba Goldfinger und Michelsohn), Fußball gespielt habe. Ich habe dieses Bild zum ersten Mal in meinem Leben gesehen, gestern Abend auf dieser Ausstellung. Ein anderes Bild, das ich gesehen habe auch gestern zum ersten Mal in meinem Leben, ist auf dem Schiff nach Palästina, wo diese Pyramide war, und ich sah plötzlich, dass ich auch dabei stehe! Und deswegen allein schon war es wert, hierher zu kommen (**lacht**).

KvS: Was war das für ein Gefühl? Kann man gar nicht beschreiben wahrscheinlich.

Pause

N. Stern: Persönlich muss ich sagen, ich war ja sicher, dass ich in paar Wochen spätestens sehe ich meine Eltern wieder in Palästina! Denn damals starb mein Bruder, der gelähmt war, der starb an einer Lungenentzündung. Und da waren wir schon sicher, dass wir jetzt werden rauskommen, ja? Da haben sie aber erst angefangen mit dieser ganzen Bürokratie, mein Onkel musste sie anfordern, anders können sie kein Zertifikat bekommen. Aber ich glaube, das hat auch dazu geholfen, dass der Abschied nicht so tragisch war, ja? Wir sehen uns bald wieder. Ich glaube, meine Eltern waren auch sicher. Ich glaube nicht, dass jemand so spielen kann. Das war der Abschied. Und dadurch, dass wir alle zusammen waren, die Gruppe von Jungens, die immer zusammen gespielt haben, die zusammen gelernt haben und auch ein bisschen öfter all diese, wie Jungens machen, ja, bisschen ärgern die Lehrer und so weiter und so fort. Und aufm Schiff auch

haben wir, wie man sieht auf dem Bild die Pyramide gemacht, haben gesungen, und man hat uns neue Lieder gelehrt für das neue Land auf Hebräisch –

Kurze Unterbrechung gemeinsames Lachen)

N. Stern: Aber eins war wirklich richtig, denn ich kam zum Beispiel mit zwei Koffern von Zuhause an, meine Eltern haben den Koffer hingebracht, aber es hat die Frau Marx, sie hat niemand, sie musste alle Koffer aufmachen und sehen, ob alles gut gepackt war und sehen, ob man nicht was vergessen hat, ja? Das war, das erinnere ich mich, das war nämlich an den letzten zwei Tagen. Man musste die Koffer drei Tage vorher hinbringen. Das war das Einzige, was ich von den Vorbereitungen weiß. Denn für die anderen Kinder haben die Familie Marx das selbst alles gekauft und vorbereitet, ja? Nicht so wie die, die Eltern hatten.

KvS: Erinnern Sie sich denn auch noch, was Sie mit hatten? War das vorwiegend Kleidung oder waren das auch Bücher, Spielsachen oder so?

N. Stern: Keine Spielsachen, keine Spielsachen! Kleider, Kleider, ja, hauptsächlich Unterwäsche, denn man hat, scheinbar wussten meine Eltern, dass – heute meine ich das, ja? – was wir sofort bekommen, wenn wir ankommen in Palästina. Was wir natürlich ja mitgenommen haben, jeder seine persönlichen Sachen, paar Bücher oder die Sachen, die ich zu Bar Mitzwa bekommen habe, hauptsächlich diese Bücher, die hab ich mitgenommen. Und meine Eltern sagten, du brauchst ja nicht mehr wie drei oder vier Unterwäsche, denn gleich, wenn du dort bist, dann wird verteilt, ein (hebräisch) heißt das, ein Kleider-Store, Storage, nicht Store, ich weiß nicht, wie man das auf Deutsch sagt, und so war es auch. Nach ein paar Tagen sind wir alle in einen Raum gebracht worden, dort in Palästina, und jeder hat seine Sachen bekommen, Arbeitssachen, Arbeitskleider zum Anziehen bei der Arbeit, denn wir haben nach einer Woche schon angefangen etwas zu arbeiten auch, wo wir sehr froh drüber waren. Es war 'ne schöne Abwechslung, man musste nicht nur lernen, man darf auch 'n bisschen arbeiten. Aber da komm ich etwas später dazu, ja? Meine Eltern fuhren mit bis München. Und erst dort haben wir uns verabschiedet. Von meinen zwei Brüdern habe ich mich schon verabschiedet in Frankfurt. Aber die Eltern sind mitgefahren. Von München nach Triest, außer dieser einer Aufregung die wir hatten, die wir gestern, jemand hat davon erzählt,

ging alles gut vorbei. In Triest sind wir aufs Schiff, die Schiffsreise war nicht sehr einfach. Denn es war April. Und April ist nicht gerade die beste Zeit, von Triest durch Kretin, durch diese Kreta, Zypruss, den Weg nach Kreta ist es immer etwas stürmisch. Und einige von den Kindern sind nicht sehr viel rauf gegangen (**lacht**). Mir machen solche Sachen nichts aus. Bis heute nicht (**lacht**). Auch später, als wir nach Brasilien gefahren sind, waren wir drei Wochen aufm Schiff, ja? Und es war viel stürmischer. Ich war mit meinem Sohn der Einzige im Speisesaal (**lacht**). Damals hatte ich schon Kinder. Das war die Fahrt. Und dann kamen wir an in Haifa. Und ich muss sagen: Die ersten Minuten, als wir vom Schiff herunter kamen in Haifa, weiß ich noch wie heute, ich persönlich auf jeden Fall, ich konnte es überhaupt nicht glauben, denn das erste war, dass ein Araber mit einer Kefia, diesen Kopfbedeckungen, kam auf mich zu, ich hatte sehr Angst, denn man hatte erzählt, es gibt Unruhen in Palästina, aber er kam und sagte etwas, was ich nicht verstanden habe und gab mir eine Apfelsine. Und das war die erste Apfelsine in Palästina. In Frankfurt gab's manchmal am Tu Bischwat (**richtig geschrieben?**), am 15. Schwat, wo der Tag der Früchte ist in unserer Religion, gab es manchmal bei uns zu hause eine Jaffa-Apfelsine, die sehr teuer waren damals. Und jetzt kommt hier 'n Araber und schenkt mir eine Apfelsine! Das war der erste Empfang. – Viel Zeit hatten wir nicht. Denn es kam sofort ein Autobus. Und man sagte uns, wir sollen keine Angst haben. Es ist möglich, auf dem Weg von Haifa nach Kwar HaNoar Hadati (Kwar HaNoar Hadati heißt ein Dorf der frommen Jugend, also religiösen Jugend, das ist der Name des Dorfes) und auf dem Weg fährt man durch ein sehr großes arabisches Dorf (**hebräisch**), und da kann es schon mal vorkommen, dass die Steine auf Euch werfen! Also man hat uns vorbereitet, damit wir nicht in Panik geraten usw. Aber es ist nichts passiert. Wir sind gut angekommen. Und als wir angekommen in einem Dorf, das heißt Kfar Hassidim, also das Dorf der Hassidim, und das ist ein Dorf, das gegründet wurde, wo auch fromme Juden Landwirtschaft betrieben. Und neben diesem Dorf war dieses Jugenddorf. Dort hielt der Autobus, wir gingen runter, und zu Fuß rauf nach dem Kwar HaNoar, nach dem Kinderdorf, und zu beiden Seiten Pferde und – wie sagt man? Mulis, also diese – **KvS: Esel nicht, Lastesel – Maulesel!** – **KvS bestätigend: oder Maulesel** – Glaub ich, nennt man das (**lacht**). Das sind Esel, die mit Pferden gepaart werden, und die allein können nie Pferde oder Esel zeugen, ja? Weil die gepaart sind. Die sind aber sehr gut für die Arbeit. Also Pferde und Esel und diese Maulesel und auf jedem saß ein Junge. Und das war der Empfang. Und ein großes Schild ‚Willkommen!‘ Und wir waren sehr stolz und natürlich auch sehr aufgeregt. Ein Teil davon hatten auch Gewehre dabei. Und so war unser Empfang in Kwar HaNoar. Wir waren die ersten Kinder in diesem Dorf. Bis dahin kamen nur Jugendliche von sechzehn Jahren alt dorthin, um Landwirtschaft zu lernen. Und wir waren die ersten Kinder, die dahin kamen. Und deswegen kamen wir in ein separates Haus, das war für die Kinder. Der Leiter dieses Kinder-Resorts war ein sehr bekannter Mann, von dem wir schon vorher

gehört haben in Deutschland, Rabbiner Dr. Ochs, der war der Oberrabbiner von Leipzig. Und wir hörten von ihm, denn als zum ersten Mal Juden nach Polen geschickt wurden, hat seine Frau an der Eisenbahn in Leipzig Essen vorbereitet für diese Menschen, das stand in den jüdischen Zeitungen. Und dadurch wussten wir, kannten wir schon diesen Namen von Dr. Ochs, ein ganz außergewöhnlicher Mann. Seine Frau war sozusagen die Hausmutter von uns, und er war der pädagogische Leiter von uns. Der Mann später ging nach Tel Aviv und wurde Leiter einer der bekanntesten jüdischen Schulen, Hochschulen, also Realschulen, Gymnasium orthodox in Tel Aviv. Ich muss noch persönlich hinzufügen, dass als wir heirateten, als mein Bruder heiratete, meine Schwägerin ist von Leipzig auch, war er der Rabbiner, als wir heirateten, war er der Rabbiner, als meine älteste Tochter heiratete, war er der Rabbiner, und als mein Sohn heiratete, war schon abgesprochen, er wird der Rabbiner sein, aber er ist zwei Wochen vor der Hochzeit gestorben. Das nur so nebenbei. Er war der Leiter von dieser Gruppe von uns. Und wirklich etwas Pikantes zu erzählen: Denn alle Menschen in diesem Jugendorf, alle Lehrer, mit denen wir zu tun hatten, wurden mit dem Vornamen gerufen. Also der Leiter des ganzen Dorfes, Eugen Michaelis von Hamburg, jeder rief ihn Eugen, ja? Und so weiter.. Und der Sohn von dem Rabbiner Hoffmann, der ist ja bekannt, war auch ein Lehrer in Kwar HaNoar, jeder ruft ihn Nathan. Der einzige, wo wir nicht, obwohl er es verlangt hat, wo wir nicht anreden konnten mit David, er wollte, wir sollen ihn David rufen, wir konnten das nicht, wir rufen ihn die ganze Zeit Dr. Ochs. Es war unmöglich für uns, einen so bekannten Mann, Rabbiner, jetzt plötzlich persönlich anzureden. Aber so war die Atmosphäre in diesem Dorf! Es war sozusagen ein Anfang von einem Kibbuz. Alles war zusammen. Zum Beispiel, wir hatten ein Budget, ja? So und soviel Geld für unsere Gruppe Die Gruppe selbst konnte beschließen, was mit diesem Geld anzufangen. Noch heute habe ich die Protokolle von den Sitzungen von unserer Gruppe. Zum Beispiel ist da zwei Stunden lang eine Diskussion, was für eine Seife zu kaufen. Einer zum Beispiel hat vorgeschlagen, dass vielleicht nehmen wir Sand. Sand reinigt doch sehr gut auch. Warum? Wir wollten Geld sparen, dass wenn wir zu einem Ausflug gehen, dass wir mehr Geld haben. Und so war die Atmosphäre in diesem Dorf. Außerdem ist noch zu erzählen, der Tag war ungefähr so: Morgens, ungefähr um halb sieben, standen wir auf. Und dann gab es natürlich ein Gebet zusammen, was auch sehr wichtig war. Denn jeder wurde sozusagen, wenn er irgendwie eine Stimme hatte, als Vorbeter ausgewählt. Da gab es eine genaue Reihe, wann ist dein Tag und so weiter und so fort. Und dadurch lernten wir auch, vorzubeten. Dann waren wir in Gruppen eingeteilt, denn man musste austauschen. Als Kinder in den ersten zwei Jahren hatten wir zwei Stunden, dann zweieinhalb Stunden gearbeitet. Oder vormittags oder nachmittags. Also eine Gruppe vormittags und dann die andere Gruppe nachmittags. Und die andere Gruppe ist in die Schule gegangen. Auch in der Schule: Jeder Lehrer wurde mit seinem Vornamen

angesprochen, ja? Das war natürlich für Kinder, die von Deutschland kamen, was ganz außergewöhnliches. Keine Distanz zwischen Lehrer und Schüler, wie es dort war, das war sehr aufregend. Ich muss sagen, es wurde aber nicht ausgenutzt! In meiner Gruppe zumindest: Disziplinverfahren gegen ein Kind wurde durch die anderen Kinder bestimmt, nicht durch den Lehrer. Der Lehrer konnte sich beschweren über ein Kind bei dem Komitee der Disziplin. Es gab ein Komitee für Disziplin, es gab ein Komitee für Geld – alles wurde gewählt in demokratischen Wahlen. So war das Leben in Kfar HaNoar. Und das war wirklich, die Jahre, die wir dort waren, ich selbst war dort viereinhalb Jahre, eine sehr schöne Zeit. Trotz des Krieges, trotz der Tatsache, dass niemand, der Eltern hat, seine Eltern gesehen hat. Aber dadurch, dass alles so neu war, und wir waren so beschäftigt. Zum Beispiel der Leiter von meiner Gruppe: Es gab Kinder, die hatten Träume, also – wie sagt man? – **KvS: Alpträume?** – Alpträume. Und da hat er beschlossen, sie sollen die Träume aufschreiben. Und dadurch ist das weggegangen langsam. Nach drei Monaten wurde in meiner Gruppe beschlossen, man redet nicht mehr Deutsch. Und wenn jemand Deutsch spricht, dann muss er einen Pfennig für die (**hebräisch**), in diese israelische Fonds oder wie man das nennt, in die Kasse tun, da gab's diese blau-weißen Büchsen, musste man einen Pfennig rein werfen, denn du hast Deutsch gesprochen. Es ist dabei zu erwähnen auch, dass unser Englisch sehr schlecht war. Denn wir hatten nicht sehr gern die englische Sprache, da die Gesellschaft in Israel gegen die Engländer war in dieser Zeit und wollten die Kinder nichts mit englischer Kultur zu tun haben. Hier ist auch noch zu erwähnen, dass wir drei Jahre in der Hirsch-Realschule statt Französisch Lateinisch lernen mussten, denn Französisch wurde verboten wegen der internationalen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland von einer Seite und Frankreich und Italien von der anderen Seite. Also ich erinnere mich daran, denn da wir von Sprachen eben gesprochen haben. Zum Beispiel erinnere ich mich: Wir fingen sehr früh an, hebräische Bücher zu lesen. Das erste Buch, das erste wirklich ernste Buch, das ich auf Hebräisch gelesen hab, war von Victor Hugo – wie heißt dieses Buch, wo dieses Musical jetzt war? Wie sagt man auf Deutsch? War dieses große Musical –

Kurze Unterbrechung

N. Stern: „Les Misérables“, kennen Sie dieses Buch? Bekanntes Buch von Victor Hugo.

KvS: Weiß ich im Moment nicht, eine Bildungslücke. – **Kaffeetassengeklapper.** – Das ist ja spannend, da zuzuhören, da braucht man gar keine Fragen zu stellen (**gemeinsames Lachen**).

N. Stern: Was interessant ist, ist, dass wir zwar deutsch nicht mehr gesprochen haben, aber die meisten Bücher, die wir da gelesen haben, waren die Bücher natürlich von Thomas Mann, von Victor Hugo, wir lernten Goethe und Schiller auf Hebräisch, das gab es auch (**lacht**), die ganze europäische Klassik wurde damals auf Hebräisch übersetzt – und das war unsere Bibliothek., was wir gelesen haben. Später dann, nach zwei Jahren, waren wir keine Kinder mehr, sondern Jugend. Und wir arbeiteten einen halben Tag. Und halber Tag wurde gelernt.

KvS: Das Arbeiten zwischendurch war Landwirtschaft dann.

N. Stern: Ja, es war nicht nur Landwirtschaft. Also in den ersten anderthalb Jahren haben wir in allen Branches – wie sagt man? – **KvS: ja, so Zweigen** – Zweigen gearbeitet, also einen Monat bei den Hühnern, einen Monat bei den Kühen oder etwas mehr, dann auf'm Feld, im Gemüsegarten, mit Obst, im Obstfeld, mit den Bäumen, in der Schreinerei oder in einer – wie sagt man? Schlosserei, ja. Denn vielleicht will jemand das auswählen. Und so haben wir alle diese Fächer kennen gelernt. Und dann nach anderthalb Jahren, vielleicht noch ein halbes Jahr mehr, ich auf jeden Fall nach anderthalb Jahren schon habe gewählt den Kuhstall. Und habe wirklich bis zum Ende von dieser Zeit in diesem Dorf im Kuhstall gearbeitet, bin auch später, einige Jahre später, für eine kurze Zeit zurückgekommen als Leiter des Kuhstalls. Aber das war schon nach dem Kibbuz und andere Erzählung. Dann ist noch zu erwähnen: Jede Woche mussten wir mindestens einmal für 2 oder 3 Stunden nachts Wache stehen – mit 14 Jahren begannen wir zuerst mit Stöcken zu lernen, sich zu wehren, so eine Art Selbstwehr. Dann Gewehre. Und mit 15 Jahren hatten wir schon unseren ersten Kurs mit Gewehren hinter uns. Und da kam ein Sergeant von der englischen Polizei zur Einschwörung. Und noch heute erinnere ich, hab es gerade heute jemand erzählt, dass wir standen alle in einer Reihe: der erste mit der Hand auf der Bibel und alle anderen die Hand auf der Schulter des der vor ihm stand, und die andere Hand heben, und dann mussten wir nachsagen einen Schwur, der anfing mit den Wörtern: „Ich schwöre der englischen Königin (oder war das der König damals? Ich erinnere mich gar nicht mehr so genau), dass wir treu bleiben usw. Aber in Hebräisch, es war auf Hebräisch, auf Hebräisch aber fing es an mit den

Wörtern: Ani nishba. Ani heißt ich, nishba heißt schwören. Der englische Sergeant, der bisschen Hebräisch konnte, sagte: Ani nishba – wir sollten ihm nachsagen. Wir haben aber zusammen geschrien: Eni nishba. Das hört sich etwa genau so an, ani und eni, wenn ich richtig Hebräisch kann, hört nicht so den Unterschied. Aber eni nishbar heißt: Ich werde nicht schwören (**lacht**). Das ist der Unterschied. Und von da an durften wir mit Gewehr offiziell nachts Wache halten. Dann wurde auch ein Shelter – wie sagt man? – gegen Bomben ein Schutz – Schutzbunker (KvS: ja, genau, Schutzbunker) – ja, Schutzbunker gebaut, denn es war doch Krieg, und italienische Flugzeuge versuchten, Palästina zu bombardieren, hauptsächlich Haifa, wo der große Hafen war. Und sehr viel englische Schiffe. Und Haifa ist nicht weit von unserem Dorf. Und deswegen sind wir, wenn diese Angriffe kamen, sind wir alle in den Schutzbunker gegangen. Das war die Zeit von dem Krieg. Jetzt noch etwas persönlich zu sagen: In den ersten Wochen natürlich jede Woche einen Brief nach Deutschland und von Deutschland. Meine Eltern haben, obwohl wir schreiben durften, wie viel wir wollen, aber meinen Eltern war es nicht genug. Und sie haben mit jedem Brief so einen Schein reingelegt, den man an der Post umtauschen konnte für eine Briefkarte. Ich weiß nicht, ob das heute noch gibt. Diese Scheine waren international, konnte man schicken von einem Land zum anderen, damit wir mehr schreiben. Aber wir konnten ja genug schreiben. Niemand hat uns etwas gesagt. Also ging ich zur Post und sagte: ,Ich bin hier allein, meine Eltern sind dort, und wir haben genug Briefmarken zu schreiben, könnt ich das vielleicht umtauschen für Geld? Und der Mann in der Post in Kfar Hassidim war so gut, und er wusste, dass wir alle vom Waisenhaus kamen, hat mir natürlich die 25 Mill gegeben in Geld und hat den Schein genommen, und war ich sehr reich (**lacht**). Ich hatte jede Woche etwas Geld und konnte meine ganzen Freunde einladen zu einem Glas Sodawasser (**lacht**). Und wirklich, ich habe noch heute die meisten Briefe aufgehoben von meinen Eltern, von meinem Bruder, von meiner Großmutter und Tanten und so weiter und so fort. Erst vorige Woche habe ich einen Brief gefunden von einer Tante, die mit drei Kindern nach Lódz geschickt wurde und in irgendeinem Konzentrationslager nicht weit von dort, ich weiß nicht genau, wo, denn der letzte Brief, der von ihr kam, der Stempel war Lódz. Und von da an habe ich nie wieder was von ihr gehört. Von meinen Eltern kam der letzte Brief 1941 – es war kein Brief, war nur so eine Rote-Kreuz-Karte. Und da stand drauf: ,Es geht uns gut.’ Es gab aber keine Unterschrift. Und vier solche Karten kamen – ohne Unterschrift. Ich habe es damals gar nicht bemerkt. Erst viel später, als keine Briefe mehr kamen, hab ich plötzlich gemerkt, die sind gar nicht unterschrieben. Und dann hat man mir erklärt, dass es nicht sicher ist, dass meine Eltern das geschickt haben. Es ist möglich, dass irgendjemand das geschickt hat, um – ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Das war das letzte Mal, das ich etwas gehört habe von meinen Eltern. Ein Bruder ist ein Jahr später nach noch Palästina gekommen. Und der andere Bruder wollte nicht raus, wollte meine Eltern nicht

allein lassen und ist dann irgendwie umgekommen. Bis heute weiß ich nicht, wohin. Und ich konnt' es noch nicht herausfinden. Vielleicht jetzt, wo wieder neue Kisten mit Dokumenten nach Israel gekommen sind, ist es möglich, dass ich etwas darüber erfahre. Denn auch in den Büchern, die es hier gibt, hier in Frankfurt, hab ich gesehen ein Buch, aber meine Eltern kommen dort nicht vor – wahrscheinlich, weil sie schon abgemeldet waren. Denn ich weiß heute, dass die Sachen von meinen Eltern schon in Hamburg am Hafen waren. Denn ich bekam einen Brief, viele Jahre später, ich glaube 55 oder so was, da bekam ich einen Brief von Hamburg, ob ich wüsste, was in den Kisten von meinen Eltern war. Denn die Versicherung fragt und will dafür bezahlen oder so was. Und da hat sich rausgestellt, dass meine Eltern ein Zertifikat hatten, aber nicht mehr raus kamen. Denn Italien ging in den Krieg. Und man konnte nicht mehr nach Triest kommen. Und durch die Schweiz – die Schweizer haben ja die Grenze zugemacht. Das ist alles, was ich weiß.

KvS: Eine Frage: wieso Hamburg? Wieso waren die Sachen in Hamburg? – **Pause** – Die Kinder damals, die Jungs, hat man eigentlich untereinander darüber gesprochen, über die eigenen Eltern?

N. Stern: Nichts. Nichts. Wenn ich heute überlege: Ich erinnere mich an keine einzige – wie sagt man, Mitsprache oder so etwas? Dass mit irgendjemand wir darüber geredet haben. Wir haben das alles – wie sagt man? – zurückgehalten, was wahrscheinlich nicht sehr gut war. Aber der Leiter von unserer Gruppe, der hat das sehr gut verstanden und hat uns immer gesagt: ‚Schreibt, schreibt!‘ Ich erinnere mich zum Beispiel sehr gut: Der Tod meines Bruders, meines gelähmten Bruders, den wir alle sehr, sehr liebten, das war immer für mich sehr schwer. Und ich konnte damit nicht so richtig fertig werden. Aber eines Tages habe ich darüber geschrieben. Einen Aufsatz. Noch heute erinnere ich mich daran. Der Aufsatz hieß: ‚Zwei Tränen‘. Auf Hebräisch habe ich diesen Aufsatz geschrieben. Nachher war's dann viel besser, viel besser. Und ich muss wirklich sagen: Viele, viele Jahre später, als ich selbst in Jerusalem in einem Heim war, als sozusagen Leiter über Nacht – man gab mir ein Zimmer und Essen, und dann war ich nachts allein mit Kindern, die man von Jemen brachte, von Aden und Jemen brachte, alles Waisenkinder. Und die haben sehr viel geschrien nachts. Und da hab ich dasselbe gemacht. Ich hab ihnen gesagt: ‚Wir machen eine Zeitung von Träumen‘. Und jeder hat seine Träume aufgeschrieben am Morgen. Ganz früh sind sie aufgestanden, wenn sie noch gewusst haben, was sie geträumt haben. Und nach drei Wochen war wirklich alles vorbei. Keine Schreie mehr. Also ohne Psychologe zu sein, ich glaube, das war eine sehr

gute Lehre, die ich bekommen habe, als Kind und sie nachher später benutzt habe als Erzieher in diesem Heim.

KvS: Sind Sie später Erzieher geworden?

N. Stern: Ja.

KvS: Also Ihr ganzes Hauptberufsleben.

N. Stern: Ja, ja. Das Liebste, was ich mache auf der Welt, ist, mich mit Kindern zu beschäftigen. Obwohl ich heute schon Professor (*lacht*) für etwas mehr erwachsene Kinder bin. Aber noch heute hab ich sehr gern. Und ich lehre Studenten auch, wie man Lehrer wird, aber gehe selbst heute noch oft mit ihnen in Kinderklassen und gebe ihnen ein Beispiel, wie man lehren muss. Und meine 22 Enkel, die würden sich sicher einer überschlagen den anderen, um zu erzählen über ihren lieben Großvater (*lacht*).

KvS: 22 Enkel haben Sie?

N. Stern: Ja.

KvS: Wie viele Kinder haben Sie denn?

N. Stern: Also wir haben drei Kinder, aber wir haben noch ein anderes Kind, das wir sozusagen adoptiert haben. Wir haben ihn nicht offiziell adoptiert, wir wollten, dass er den Namen seines Vaters behält, sein Vater wurde durch die deutschen umgebracht in Polen. Und wir trafen, als wir schon verheiratet waren, diesen Jungen. Und er suchte eine Familie, kam zu uns, und von da an ist er sozusagen als Sohn bei uns. Alle meine Kinder sehen in ihm den großen Bruder. Denn er war adoptiert, bevor wir Kinder

hatten. Also da haben wir vier Kinder. Und von diesen vier Kindern haben wir 22 Enkel und einen Großenkel.

KvS: Muss ich mal rechnen, vier Kinder, jedes Kind hat denn ja –

N. Stern: Meine jüngste Tochter hat elf Kinder. Die andere Tochter hat fünf. Mein Sohn hat vier. Und der adoptierte Sohn hat drei. Das ist die Familie. Und wohnen alle ziemlich nah zusammen.

KvS: Das ist ja beeindruckend. Und Sie sind dann an der Universität Hochschullehrer für Lehrerausbildung oder Pädagogik?

N. Stern: Ich bin an der Bar-Ilan-Universität. Ich bin sozusagen schizophren, halb arbeite ich, meine Forschung ist hauptsächlich Sprachwissenschaft, darüber schreibe ich meine Bücher und meine Artikel und so weiter. Aber zweiter Teil ist: Ich lehre die Studenten, die Lehrer werden wollen auf einem Gymnasium, auf einer Hochschule, wie man Sprachen lehrt. Hängt ja auch mit Sprache zusammen. Und das ist mein anderes. Ein Teil Pädagogik, das andere ist Sprachwissenschaftforschung.

KvS: Und das eine ist dann auch Didaktik praktisch, Didaktik des Sprachunterrichts.

N. Stern: Ja. Und das wieder teilt sich auch in zwei Gruppen: Eins ist Muttersprache lernen, das andere ist Fremdsprachen lernen. Und da macht meine Frau auch, hilft dabei, wir haben einige Schulen, einige jüdische Schulen auf der ganzen Welt, die mit unserem System arbeiten, wir haben auch unsere eigenen Bücher, Hefte, herausgegeben durch die Jewish Agency. Und mit diesen Schulen arbeiten wir, wir gehen nach (unverständlich), Uruguay, Kolumbien, England und so weiter in diese Schulen, wo wir damit arbeiten.

KvS: Aber es schließt sich ja auch schon bisschen der Bogen –

N. Stern: Ja. Um eine Kuriosität zu erzählen: Als wir schon Lehrer waren, wir haben uns kennen gelernt im Lehrerseminar, meine Frau und ich, und dann haben wir geheiratet und sind zusammen in ein Dorf, wo wir, ich, der Leiter der Schule war, sie war die Lehrerin. Wir hatten in der ersten Woche 75 Schüler, nach drei Wochen 250 Schüler in dieser Schule, und die kamen von 23 verschiedenen Ländern. Diese 75, die wir zuerst hatten, von 23 verschiedenen Ländern! Und was interessant ist, dass eines Tages kam der Inspektor von der Regierung, kam in meine Klasse, und nachher sagte er: ,Sag mal, du bist sicher erzogen worden in ---

E N D E Seite A

Seite B

N. Stern: Sagt er: ,Die Beziehung zwischen dir und den Kindern ist nicht wie es gewöhnlich in Schulen ist, sondern mehr wie es auf diesen Jugenddörfern, du bist sicher dort erzogen worden.' Hab ich gesagt (*lacht*): ,Ja!' Denn so war ja auch die Beziehung zwischen uns und unseren Lehrern. Sehr nah wie ich schon vorher sagte mit privaten Namen und so weiter.

KvS: Jetzt ham wir einmal im Großen (*Lachen zusammen und Sprechen durcheinander*) – vielleicht können Sie das noch mal erzählen:

N. Stern: Meine Eltern waren sehr fromm. Mein Vater war beinahe ein Rabbiner, hat Funktionen ausgeführt, die gewöhnlich ein Rabbiner ausführt, obwohl er nicht offiziell Rabbiner war. Aber die kleinen Stätten, die konnten sich keine Rabbiner leisten, sie konnten sich nur leisten einen Lehrer, mein Vater hat auch nach dem jüdischen Ritual die Kühe geschlachtet, ja? Und so weiter, das war auch meines Vaters Arbeit. Dann war er Hebräischlehrer, alle Kinder in dem Dorf waren bei ihm, in der Stadt Lauterbach haben bei ihm gelernt natürlich, Hebräisch gelernt, noch heute treffe ich sie auf der ganzen Welt, seine

Schüler. Meine Mutter kam aus einer sehr, sehr noch viel frommeren orthodoxen Familie aus Hanau. Die Familie von meiner Mutter heute in Palästina, da sind meine 22 Enkel nichts dagegen, denn mein Vetter in Palästina, als er starb vor drei Jahren, hatte er 184 Enkel und – wie sagt man? – **KvS: Urenkel** – und Urenkel, ja, Urenkel! Bin ich gar nichts dagegen (**lacht**). Dort hat man 15 und 18 Kinder in einer Familie (**lacht**). Meine Mutter ging mit einem Scheitel natürlich, nie ohne Kopfbedeckung. Und alle ihre Freunde, die ich später getroffen habe, sagten, sie konnten ihr nie verzeihen, dass sie ihre schönen Haare ganz, ganz kurz geschnitten hat. Denn durch den Scheitel musste man ja ganz kurz schneiden. Also waren sie sehr, sehr orthodox. Aber: Meine Mutter hat, was ziemlich selten war in dieser Zeit, sie hat ein Gymnasium beendet, sie spielte Klavier, mein Vater spielte Klavier und Violine, mein Vater war ja auch Vorbeter, also Kantor, und das ist ja in der Familie geblieben. Denn heute habe ich einen Enkel, der Singer ist, der nächste Woche in London singt, und also bleibt alles in der Familie. Ich möchte hier aber noch erwähnen, da wir ja in Deutschland sind: Meine Enkel, die schon verheiratet ist, hat vor drei Wochen ihren Master, ihr MA, beendigt, sie ist 24 Jahre alt, hat ihren MA beendigt, und ihre Dissertation ist: Die Frauen im Nibelungenlied. Sie spricht Deutsch, sie war schon zweimal in Deutschland durch das Goethe-Institut, und so, man kommt immer zurück zu seinen Wurzeln irgendwie. Eine andere Enkelin, möchte ich auch erwähnen, sie schrieb eine Arbeit, als sie zwölf Jahre alt war, was man heute nennt Bar Mitzwa, schrieb sie eine Arbeit „Wurzel“, über ihre Familie, und forschte alles genau über die Familie von allen Seiten von ihrem Vater, von ihrer Mutter und so weiter, eine wunderbare Arbeit. Sie ging auch zum Diaspora-Museum in Tel Aviv, um dort Dokumente zu bekommen und so weiter und so fort, also heute wird viel mehr darüber gesprochen über was passiert ist als in der Zeit, wo wir Kinder waren. Wo man sehr wenig darüber gesprochen hat.

KvS: Stimmt das, was ich vorhin noch fragen wollte: weil sie sagten, als Kinder hat man über die Nazizeit auch untereinander nicht gesprochen?

N. Stern: Sehr, sehr selten. Wirklich sehr selten. Und dann auch nur, weil Krieg war. Jeden Mittag beim Mittagessen hat man vorgelesen aus der Zeitung die Neuigkeiten natürlich über den Krieg. Das hat uns interessiert. Aber persönlich über etwas zu reden – ich erinnere mich wirklich nicht, dass es so etwas gab.

KvS: Wann haben Sie denn selber damit angefangen? Haben Sie denn Ihre Geschichte Ihren Kindern, als sie klein waren, schon mal erzählt?

N. Stern: Nein. Auch nicht. Der Anfang war 1960. Da zum ersten Mal hab ich angefangen mit meinen kleinen Kindern, waren ja noch ziemlich klein damals, denn damals sind wir geschickt worden von der Zionistischen Organisation nach Brasilien, um eine Jüdische Schule zu leiten. Und in Brasilien hatten wir viele Familien von Lauterbach. Und da war wirklich das erste Mal, wo ich meinen Kindern angefangen habe, etwas zu erzählen von der Zeit. Und hauptsächlich mein Sohn war sehr, sehr interessiert daran. Als wir zurück kamen von Brasilien und waren einige Zeit in Europa, wollte er unbedingt nach Deutschland fahren und Lauterbach und Frankfurt sehen. Ich konnte aber nicht. Es war noch zu früh. Ich habe gesagt: ‚Ich kann noch nicht nach Deutschland fahren, ist mir noch viel zu früh.‘ Und ich hab ihm das erklärt. Damals haben wir angefangen, wirklich viel darüber zu reden. Er war erst acht oder neun Jahre alt. Und ich hab ihm gesagt: ‚Stell Dir mal vor, wie kann ich reingehen in einen Laden und dann sprechen mit einem Mann, der vielleicht in meinem Alter ist oder zwei, drei Jahre älter. Und wie kann ich wissen, dass er nicht meine Eltern ermordet hat? Kannst Du nicht von mir verlangen, dass ich so etwas mach.‘ Und das hat er ja auch verstanden. Erst viele Jahre später, 1984, war eine Konferenz über Sprachwissenschaft in Belgien, und mein Sohn hat schon gearbeitet in seinen Computer-Geschäften, und seine Firma schickte ihn für einen Tag nach Köln zu – ich weiß nicht genau, was es war. Da haben wir beschlossen, dass wir zusammen fahren. Es war in derselben Zeit. Wir fahren zuerst nach Belgien und bleiben dort zu der Konferenz. Ich nehme meine Frau, er nimmt seine Frau und seine zwei Kinder, die er damals hatte, mit. Und da haben wir ein Auto genommen, denn seine Firma hat das bezahlt, und meine Fahrt wurde bezahlt durch die Konferenz von der Universität. So konnten wir ohne weiteres hinfahren. Mit dem Auto gingen wir nach Frankfurt. Und dann auch nach Lauterbach. Und da muss ich auch noch etwas Nettes erzählen: Ich zeigte ihm natürlich in Frankfurt, wir waren nur zwei, drei Stunden hier, ich zeigte ihm das Haus, wo ich gewohnt habe, Obermainanlage 22, wo die Friedberger Anlage war, die Synagoge, und wir sind dann nach Lauterbach gefahren, und ich muss sagen, Lauterbach, in Frankfurt habe ich mich nicht sehr ausgekannt, aber in Lauterbach wusste ich noch jeden kleinen Fleck, wo ich zehn Jahre alt war, als ich es verließ. Ich ging sofort – mit dem Auto! – zu der Straße, wo ich gewohnt habe, wir wohnten in, die Synagoge hatte so eine, also die Synagogenbauten hatten 1909, wurde auch eine Wohnung gebaut für den Lehrer, und mein Vater, als er heiratet später, bekam diese Wohnung, wurde ja abgerissen genau wie die Synagoge. Das sahen wir, die Kinder suchten, sahen wir dieses kleine Schildchen, wo man kaum sehen kann, dass hier eine Synagoge stand, und dann sagte mein Enkel, der war acht Jahre alt: ‚Großvater, weißt du, mein Vater hat mir erzählt, dass du ihm erzählt hast, dass hier in der Nähe ein Wäldchen ist und dein Vater (also mein Vater) dich genommen hat, und ihr habt

Erdbeeren gepflückt. Wilde Erdbeeren!' Er möchte so gern dieses Wäldchen sehen. Also ich war wirklich sehr erregt. Erstens, dass mein Sohn alles erzählt seinen Söhnen! Und dass sie es auch wissen! Habe ich gesagt: ,Gut, wir fahren!' Und habe ich ohne Weiteres den Wald gefunden, die Kinder sind raus mit meinem Sohn, und wir blieben am Auto, meine Frau und ich, und nach zwanzig Minuten kamen sie zurück, also mein achtjähriger Enkel ganz aufgeregt: ,Großmutter, Großvater, guckt mal, was ich hier habe! Ich hab Erdbeeren gefunden! Wir haben Erdbeeren gepflückt!' Und als wir zurück kamen nach Palästina, nach Israel damals, das Erste, was er seinem Vetter erzählt hat, der im selben Alter ist, war: ,Du kennst doch die Geschichte mit den Erdbeeren! Stell dir vor, jetzt habe ich Erdbeeren gepflückt wie mein Großvater mit seinem Vater!' Und das war das Erste, was er erzählt hat. Da hab ich gesagt: ,Mein Sohn, das war es wert, hinzufahren, um das zu hören' (**lacht**)! Also heute wissen die Kinder wirklich fast alles.

KvS: Aber das ist auch schön, finde ich, wenn man so die eigene Geschichte weiter erzählt bekommt, ist doch schön!

N. Stern: Ja!

KvS: Ich wollte Sie insgesamt noch was fragen: Sie machen so einen lebensoptimistischen Eindruck, man denkt ja manchmal, so in meiner Generation, wenn man so ein Leben hatte mit solchen Schicksalsschlägen, dass irgendwie, ja, die ganze Ausstrahlung eigentlich eher eine andere ist. Und das ist mir gestern Abend schon aufgefallen, deswegen wollte ich Sie fragen –

N. Stern: Ja, ich muss Ihnen sagen. Also erstens Mal, das ist eine sehr persönliche Charakter, mein Bruder zum Beispiel ist, Sie würden nie viel von ihm hören, wenn Sie ihn interviewen. Er ist ganz anders, viel stiller und so weiter. Aber das, weil ich Erzieher bin, weil ich Lehrer bin, weil ich Kinder gern habe, und Kinder muss man immer schön und gut alles erzählen, das hat aber nichts damit zu tun, was man fühlt manchmal, ja? Zum Beispiel, nur ein Beispiel zu geben: Manchmal, wenn Gäste kommen von Deutschland in meine Universität, bittet man mich, ich soll etwas über das Erziehungswesen in Israel sagen. Ich habe aber eine Bedingung: Ich gehe nie in eine Gruppe zu sprechen, wenn

dort Menschen sind, die in meinem Alter oder älter sind. Ich kann nicht mit solchen Menschen sprechen. Immer sehe ich vor meinen Augen irgendwie ein Bild, das ich besser nicht beschreibe. Als ich in Lauterbach war, habe ich dort nur einen Professor besucht, der Enkel von diesem Direktor, wo ich gestern erwähnt habe, der Direktor der Schule, ihn habe ich besucht. Dann habe ich besucht die Tochter von unserem Nachbarn, mit der wir gespielt haben, als wir Kinder waren und der beinahe tot geschlagen wurde in der 'Kristallnacht', denn er versuchte, die Synagoge, er stellte sich vor den Menschen hin, die kamen, um die Synagoge zu verbrennen, und wollte es verhindern. Dann haben sie ihm wochenlang im Krankenhaus gelegen, da habe ich seine Tochter um ihre Vaters wegen besucht. Alle die Kinder von meiner Klasse, die das Hotel anriefen oder den Professor anriefen, mit dem ich korrespondiere, weil er über meine Familie viel geschrieben hat und auch, und – na, das ist eine andere Erzählung – hab ich ausdrücklich gesagt: Ich will niemand sehen! Ich kann sie nicht fragen, wo ihr ward. Das ist nicht schön. Wenn ich frage, was habt ihr gemacht im Krieg – besser ich sehe sie nicht. Man kann nicht über seinen Schatten heraus. Das gibt's nicht. Aber andererseits: Ich habe nichts gegen deutsche Kultur, ich habe nichts gegen die Jugend von Deutschland, denn meine Bibel sagt, dass die Sünden von Vätern darf man nicht auf die Kinder einbeziehen, und wie Heine schon sagte, wenn jemand anfängt, Kultur oder Bücher zu verbrennen, dann wird er später auch Menschen verbrennen. Und damit hatte er ja leider sehr Recht. Also deswegen bin ich zum Beispiel sehr froh, dass meine Enkelin sich mit altdeutscher Klassik beschäftigt und habe sicher nichts gegen so etwas, im Gegenteil, warum nicht?

E N D E Seite B